

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1915. * Nr. 19

Ums Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Antlitz des jungen Mädchens prägte sich schreckhaftes Erstaunen aus. „Wie, — so waren auch Sie —“ „Wenige Tage nach Marijas Fortführung verhaftete man auch mich. Mein Verkehr mit dem jungen Mädchen, dem so schreckliche Dinge nachgesagt wurden, hatte auch mich verdächtig gemacht. Ich sollte von dem Treiben der Nihilisten, die ihre Freunde gewesen, Kenntnis gehabt und um die Schriftstücke gewußt haben, die man in Marijas Wohnung gefunden.“

„Das konnten Sie doch mit gutem Gewissen leugnen.“

„Nicht ganz. Sie wissen ja, daß ich unmittelbar vor der Katastrophe den ganzen Sachverhalt erfahren hatte.“

„Aber Sie waren doch unschuldig.“

„Gewiß, — und darum gab ich auch nichts zu. In dessen, das würde mir wenig genügt haben, hätte Maria die Wahrheit bekannt.“

„Hätte auch sie den Mut, stillzuschweigen?“

Tränen traten bei der Frage in Lejdunows Augen. „Sie hatte die Kraft, jeden Verrat ihrerseits unmöglich zu machen. O, hätte ich doch nie der Zeuge ihrer heroischen Tat sein müssen!“

Ada aber ehrte seinen Schmerz. Sie fragte nicht, bis er die Hände, die er, aufschluchzend unter der Erinnerung, vor das Gesicht geschlagen, wieder zurückzog und unaufgefordert fortfuhr:

„Aus den fahlen Mauern meiner Zelle sollte ich am Morgen zum Verhör geführt werden. Mit Handschellen versichert, trieb

mich der Gendarm vor sich durch den Gang. Durch einen vieredigen Hof ging es, auf den die Zellenfenster der hohen Gebäude mündeten, die ihn auf allen Seiten umgaben.

Dann wurde ein enger, langer Korridor betreten, in dessen Mitte wir plötzlich nicht weiter konnten.

Vor einer der hier mündenden Zellentüren drängten sich aufgeregte Wärter, Gendarmen und Beamte.

„Was gibt es da?“ fragte der eben hinzukommende Festungskommandant.

Man sah sich verlegen an und suchte auszuweichen.

„Es ist wegen der Nummer sechsundsechzig.“

„Was ist damit?“

„Ich habe sie toi gefunden“, bekannte der Wächter.

„Tot, — auf natürliche Weise?“

„Sie scheint sich das Leben genommen zu haben.“



Der Sitz eines deutschen Regimentsstabs auf dem französischen Kriegsschauplatz.

Die nach den gegnerischen Stellungen zu liegende Hausfront ist durch Sandbälle gegen Granatfeuer geschützt. Phot. W. Braemer.

Der Kommandant aber drängte die im Weg Stehenden zurück und riß die Tür weit auf. In offenbarem Entsetzen blieb er an der Schwelle stehen. Mir selbst aber drohten die Anie zu versagen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich mit einer Ohnmacht kämpfte. — Aber durch den grauen Nebel, der sich vor meine Augen legte, sah ich doch mit gräßlicher Deutlichkeit das Bild, das selbst die abgestumpften Schergen zu rühren schien. —

Auf den kalten Steinfliesen des Fußbovens hingestreckt lag, das marmorblassene Gesicht nach oben, steif und regungslos der früher so blühende Leib Marijas. Die Lippen waren blau, die Augen hervorgetreten und verglast, während ein letzter ingrimmiger Zorn die kleinen Hände zu drohenden Fäusten geballt zu haben schien.

Das grelle, kalte Licht des sonnigen Wintertages fiel scharf und schneidend durch das eiserne Gitterfenster. Dort aber, wo es das reiche, mattgoldene Lockenhaar der Toten traf, nahm es einen mystisch weichen Glanz an, als wollte es wie ein Heiligenschein die bleiche Stirn der Märtyrerin umwehen.

Während ich, erstarrt vor Schmerz und Grauen, da stand, schlugen mir traumhaft und fern wie aus einer anderen Welt die in nächster Nähe gewechselten Worte an mein Ohr: „Wann ist das passiert?“

Die zaghafte Stimme eines Wärters gab dem Kommandanten Auskunft. „Vor einer Stunde hab' ich noch durch das Fenster gesehen. Da saß sie auf der Brüstung und sang ganz lustig. Gerade als ob sie sich Mut machen wollte.“

„Wer hat zuvor mit ihr gesprochen?“

„Der Stodmeister, Erzsellenz.“

„Wißt Ihr, was?“

Der Wärter grinst. „Ich glaube, er hat ihr Angst gemacht.“

Die Stirn des Kommandanten suchte sich. „Mit der Knete? Ihr wißt, daß das verboten ist.“

Der Wärter verbeugte sich demütig. „Es geschieht nichts gegen das Gesetz. Bei der Dordonoff sind auch nur Ruten verwendet worden.“

„Und damit hat der Stodmeister auch hier gedroht? Habt Ihr das gehört?“

„Nur, daß man ihr ein wenig die Sohlen kibel'n werde.“

Das Weitere verstand ich nicht. Der Gendarm, den der Aufseher ärgerte, stieß mich mit dem Gewehrfolben vorwärts.

Nur der Widerhall von den steinernen Wänden des langen Ganges trug noch die zornig scheltenden Worte des Kommandanten zu mir.

„Ein Esel seid Ihr, Petrowitsch, daß Ihr nicht besser achtgegeben. Der Mensch geht nicht so ohne weiteres aus dem Leben. Das sieht man ihm am Gesichte an. Der Generalpräsekt wird wüten. Er hätte ihr Geständnis gebraucht. Aber ich werd's ihm melden. Der Teufel hole den ungeschickten Stodmeister und Euch!“

Der Erzähler schwieg erschüttert. Seine Hörerin aber, deren Wangen ganz blaß geworden waren, schien nur einen Gedanken zu haben.

„Und an Ihnen haben sich jene abscheulichen Ferkelsknechte nicht vergreifen?“ behte es von ihren Lippen.

Wladimir schüttelte den Kopf. „Marja war nicht umsonst gestorben. Das Geheimnis, das sie mit ins Grab genommen, gab mir nach wenigen Tagen die Freiheit wieder, da ja der Beweis für meine Schuld, für meine Mitwisserschaft fehlte.“

Ada faltete unwillkürlich die Hände, als wollte sie dem Himmel danken für etwas, was schon vor Jahren geschehen. Es war, als höbe ein Seufzer der Erleichterung ihre Brust. „Und die andern?“

„Jantul'sta und Rasputin meinen Sie? Man hat sie nach Sibirien verbannt. Aber auch sie verdanken ihr Leben Marias Opfertod. Hätte sie gestanden, was sie wußte, so wäre der Tod am Galgen ihr Los gewesen.“

„Die Arme, Edle — Unglückliche!“ Ada Genetius erhob sich plötzlich und trat auf den jungen Russen, der ihr gegenübergeessen, zu. „Nein — was sage ich. Wie viel mehr müssen Sie gelitten haben als die Tote, Sie, der Sie einen ewig unerfesslichen Verlust erlitten!“

Der fremde Schmerz, den sie voll zu würdigen verstand, ließ sie den der eigenen Enttäuschung vergessen. Wer solch eine erste Liebe genossen, der brauchte Jahre, um für eine zweite reif zu werden. Sie durfte ihm nicht zürnen, wenn er ihre Reizung nicht erwiderte. Was war denn sie gegen Marja — was hatte sie ertragen, erduldet, welche Probe bestanden, die sie seiner würdig machte. Es war das liebende Weib im edelsten, reinsten Sinne, was sich in diesem Augenblick in ihr verkörperte, das Weib, das kein anderes Bestreben hatte, als den, der sie verschmähte, zu trösten, ihm den Schmerz seiner wehen Erinnerung zu lindern.

In dumpfem Schmerz versunken saß Leidunow noch immer da. Erst als sie ihre weiche Hand sanft und tröstend auf die seine legte, erwachte er.

„Fräulein Ada, begreifen Sie nun, daß es mir ist, als hätte sie meine Seele mit sich in eine andere Welt genommen, als müßte ich ihr gehören auch über das Grab hinaus?“

„Ich fühle es längst, daß Sie etwas auf dem Herzen hatten, was Sie niemand anvertrauen mochten. Außer mir. Und dafür danke ich Ihnen. Ein Freund, ein Bruder sollen Sie mir sein. Aber nun lassen Sie sich auch auf, seien Sie ein Mann. Das Leben darf nicht im Banne des Todes verkümmern. Es hat doch Pflichten, Aufgaben für jeden.“

„Aufgaben — ja. Ohne die wäre ich Marja längst gefolgt.“

„Alles, was nach ihrem Tode geschehen, stand wieder vor seinem Geiste. Nur der Gedanke, die Unglückliche zu rächen, hatte ihn damals aufrecht erhalten. Denen, die er vorher ge-

nien, hatte man ihn selbst in die Arme getrieben. Die nihilistischen Verschwörer waren fortan seine besten Freunde.“

Mit Freude hatten sie den verzweifelden, von wildem Racheverlangen erfüllten jungen Mann in ihre Reihen aufgenommen. Solche Leute paßten für ihre Zwecke, Rasende, die in ihrem Haß gegen alles Bestehende jederzeit bereit waren, ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Aus der Piste der Totgeweihten stand bei ihnen längst Gortschenko. Aber zweimal schon war ein Attentat mißlungen und hatte nur neue Opfer an Leben und Freiheit gekostet. Die letzten Vorgänge in der Peter-Pauls-Festung aber spornten zu einem letzten Versuche, so schwer es auch schien, dem Verhafteten beizukommen.

Die Zwölf, an denen die Reihe war, lösten. Aber das Los traf einen Feigen, der nicht hielt, was er versprach. Vor der Ausführung der Tat verlor er den Mut. Eines Morgens suchte man seine Leiche aus der Newa. Sicher, dem Gerichte der Verschworenen zu verfallen, hatte er vorgezogen, Selbstmord zu verüben.

Da sprang Leidunow freiwillig für den Toten ein — und schwor, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, deren Wahl ihm überlassen bleiben sollte, die Rache zu vollziehen. Aber die Gelegenheit wollte nicht kommen. Immer wieder bereiteten widrige Umstände und unberechenbare Zufälle die Ausführung, bis endlich der Generalpräsekt für längere Zeit nach Wien reiste.

Fast auf dem Fuße folgte ihm der Rächer, der endlich seine Zeit gekommen glaubte. Nun aber waren schon wieder Wochen vergangen, ohne daß er sein Ziel erreicht hatte.

Ada hatte die Worte, die der Russe halblaut vor sich hingesprochen, nicht verstanden. „Sie sollten nicht immerfort an Marja denken“, begann sie von neuem.

In seinen Augen loderte ein düsteres Feuer. „Oder an ihren Mörder, meinen Sie.“ Er sah nicht, wie sie erschraf und ein Zittern ihren schlanken Körper überlief. Gewaltig zwang sie sich, die Unruhe, die sie ergriffen, zu verbergen.

„Sie glauben also, daß eine bestimmte Person den Tod der Unglücklichen verschuldete?“

„Niemand als der Generalpräsekt. Diesen Ausgang freilich hatte er nicht gewollt, denn er brachte ihn um das wichtige Geständnis. Die Drohung, der Befehl, die Gefangene zu martern, kann von niemand anderem ausgegangen sein, und das war es ja, was die Arme in den Tod getrieben.“

„Der Generalpräsekt —“ jann Ada. — „Wie war doch sein Name?“

„Gortschenko.“

„Derselbe also, der zurzeit in unserer Stadt weilt?“

Aufs höchste betroffen starrte Wladimir das Mädchen an. „Wie, Sie wissen?“

„Ich las in der Zeitung davon. Wie muß dem Manne zumute sein.“

„Er lacht der Opfer, mit denen er sich den Weg zur höchsten Macht gepflastert hat“, knirschte Leidunow ingrimmig.

„Ich denke mir nur, er kann keine ruhige Stunde haben“, meinte Ada und ihre Blicke ruhten forschend auf seinem Gesichte.

Wladimir hatte plötzlich ein dunkles, unbehagliches Gefühl. Er las in ihren Augen, daß sie mit einem andern Gedanken spielte, daß sie mehr wußte, als sie sagte. Sollte sie allein in der Millionenstadt sein Geheimnis erraten und ihn nur darum gewarnt haben?

Wie gerne hätte er ihr alles anvertraut. Aber er durfte ja nicht sprechen. Ein feierlicher Schwur band ihn wie die wenigen mitwissenden Freunde, nie und unter keinen Umständen über das Geplante auch nur das geringste verlauten zu lassen.

„Gott wird ihn schon richten“, sagte er dumpf.

„Wenn es nicht Menschen tun und —“

Ada Genetius sprach den Gedanken nicht aus und wandte sich, erschrocken zusammenfahrend, um. „Wir sind nicht mehr allein“, schloß sie flüsternd, „ein Fremder —“

Im selben Augenblick schnellte Wladimir auf. „Wassili — du hier — und ausgerüstet mit allem Handwerkszeug der Kunst!“

Sofort war ihm alles klar. Nicht zufällig war der Maler gekommen. Wahrscheinlich hatte er seine Räte abgeschafft und ging nunmehr der neuen Spur nach. Aber der Aufregung der letzten Tage hatte er ganz die Begeisterung des Fremdes für Adas Schönheit vergessen. Aber hier mußte er sie ja zuerst gesehen haben, und gerade hier suchte er sie darum wieder auf.

Meroleff schien übrigens nicht wenig verblüfft, gerade Wladimir hier zu finden, und er machte ein Gesicht, als befürchte er, schon wieder zu spät gekommen zu sein.

„Ja, ja —“ stotterte er, „habe schon vor ein paar Tagen den malerischen Winkel hier entdeckt und möchte auch einmal wieder etwas Rechtes schaffen. Aber wenn ich störe —“

„O bitte“, Wladimir, der sah, daß Ada seinen Freund mit Interesse und offener Neugier betrachtete, hielt ihn zurück.

„Du wirst doch nicht austreiben wollen?“

„Die junge Dame ist wohl eine Bekannte?“ fragte der Maler zögernd.

„Wir haben uns zufällig im Theater kennen gelernt. — Mein Freund, Herr Maler Meroleff — Fräulein Genetius.“

Wassili's Gesicht strahlte vor Vergnügen. Handelte es sich nur um eine flüchtige Theaterbekanntschaft Wladimirs, so war wohl noch nichts verloren, und er hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit dem schönen Mädchen eine liebenswürdige Unterhaltung zu beginnen.

„Also Kollegin vom Pinzel?“ scherzte er. „Freu mich doppelt, eine Dame von Fach zu treffen.“

Ada erröte leicht. „Sie überschätzen mich, Herr Meroleff. Ich male zum Vergnügen, bin nur Dilettantin.“

„Aber mit feinstem künstlerischem Geschma!“ Bewundernd betrachtete er das unvollendete Bild. „Die Wahl dieses prächtig stimmungsvollen Motivs beweist es.“

„Das wohl auch Sie hierhergezogen hat.“

„Wie können gnädiges Fräulein denken. Würde es niemals wagen, in Ihr Gehege einzudringen. Auch weiß ich mir einen noch viel schöneren Gegenstand.“

„Die Vorkengruppe da drüben?“

„Wassili schüttelte lächelnd den Kopf.“

„Oder das Christusbild am Kreuzweg auf der Wiese“, riet Ada weiter.

„O nein. Sie können es eben nicht sehen.“

„Warum nicht.“

„Weil Sie es selber sind.“

Ada wurde ganz rot. „Mich möchten Sie malen?“

„Es wäre das höchste Glück für mich.“

„Nur nichts übereilen“, meinte das Mädchen mit leisem Spott, „ich denke, das Motiv müßten Sie schon noch etwas genauer studieren, ehe Sie an die Arbeit gehen.“

Wassili verbogte sich mit seiner ganzen gewinnenden Liebenswürdigkeit.

„Wenn gnädiges Fräulein mir solche Studien gestatten wollten, würde das mein Glück nur noch vergrößern.“

Ada mußte über die unerwartete galante Wendung lachen, und Wladimir, der sich bisher schweigsam bei Seite gehalten, entging es nicht, daß sie augenscheinlich an dem Geplauder des Malers Gefallen fand.

„Heute dürfte es aber doch wohl zu allen weiteren Studien zu spät sein“, mißte er sich etwas gereizt ein und wies auf den schon ziemlich tiefen Stand der Sonne.

Adas eben noch lachendes Gesicht beschattete sich. Es war, als habe der dunkle Ernst des Lebens ihre kindliche Freude mit kalter Hand gestreift. „Sie haben recht — es ist Zeit, den Heimweg anzutreten.“

„Die höchste sogar, falls Sie noch das Theater besuchen wollen.“

„Ich gehe heute nicht — erst morgen.“

Wassili horchte auf. „Was gibt man da?“

„Den Tannhäuser.“

Der Maler, der kürzlich nicht das geringste Interesse für das Theater bekundet, schien sich plötzlich gewandelt zu haben. „Den möchte ich auch sehen. — Ja, ja, es ist wirklich mein Ernst“, setzte er auf Wladimirs verwundert fragenden Blick hinzu. „Könntest du mir nicht ein Billett besorgen?“

„Wenn du es nicht selbst kannst“, zögerte Leidunow mit nicht allzugroßer Bereitwilligkeit.

„Nicht gut. Man müßte doch vormittags an die Kasse gehen und um diese Zeit —“

„Liegst du wohl noch im Bett?“

„Durchaus nicht, aber ich habe einem Kollegen, den ich unlängst kennen lernte, versprochen, mit ihm im Ratsstiller zu frühstücken.“

Ein diskretes, doch vieltragendes Lächeln umspielte Leidunows Mund. Wahrscheinlich handelte es sich um die Kasse oder eine andere neue Bekanntschaft seines vielseitigen Freundes, doch er durfte in Adas Gegenwart keine Anspielung machen. Wollte er sie, was er nach den heutigen Beobachtungen mehr als zuvor für seine Pflicht hielt, vor Wassili warnen, so mußte es heimlich und bei anderer Gelegenheit geschehen.

„Gut, wenn ich dir einen Dienst damit leisten kann —“

„Ich bin dir sehr verbunden. Und wann darf ich mir die Karte holen.“

„Zwischen fünf und sechs Uhr. Wir können ja zusammen zum Theater gehen.“

„Bedaure, alles ausverkauft“, meinte achselzuckend der Kassier, als Leidunow am nächsten Vormittag einen Parkettstüb für seinen Freund verlangte.

„Auch die Ränge?“

„Nicht ein Platz ist mehr zu haben.“

Leidunow hatte das fast erwartet. Der „Tannhäuser“ machte immer volle Häuser. Und eigentlich war es ihm recht. Wassili ging ja doch nur Adas wegen ins Theater, und wenn es auch un-

wahrscheinlich war, daß er in ihre Nähe zu sitzen kam, so konnte er sie immerhin während der Pause im Foyer treffen. Seit gestern aber war es ihm, als ob er über das schöne Mädchen zu wachen habe und ein allzuhäufiges Zusammensein der beiden zu ihrem eigenen Besten verhindern müsse.

Schon im Begriffe, das Theatergebäude zu verlassen, blieb er noch einmal stehen. Ein Wortwechsel hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ rief der Kassier unwillig. „Sie hören doch, daß es keinen Platz mehr gibt.“

Der Dienstmann wollte nicht weichen. „Der Herr, der mir den Auftrag gegeben, muß es doch wissen. Das Billett ist ja schon am Montag bestellt.“

„Bestellt? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt. Das kann man doch nicht raten. Wer schickt Sie denn?“

„Die Erzellenz.“

„Erzellenz? Den Namen, bitte.“ Der Kassier wurde plötzlich höflich.

„Der Herr Generalpräsekt.“

„Gortschenko? Der Russe. Freilich — dann ist ja alles in Ordnung. Die Karte wurde telephonisch bestellt. Hier, bitte.“

„Endlich!“ Der Atemzug, der Wladimirs Brust hob, war so tief und stark, als ob er sie zer Sprengen wollte. Jetzt war der Tag der Abrechnung gekommen. Kein Entrinnen gab es mehr. Nur noch nach wenigen Stunden zählte Gortschenkos Leben — und Marja war gerächt! Was nachher kommen mochte, es war ihm gleich, gleich wie das, was sich zuvor noch ereignete. Wie ein Traum erschien ihm alles, was er die letzten Tage erlebt. Ein Nebel und Dunst, in Nichts zerfließend. Was galt ihm noch Ada Genetius. Was Wassili Meroleff. Mochten sie glücklich werden oder blind in ein selbstgewolltes Schicksal rennen. Vor ihm stand Marja — mit den dunklen, sehnenden Augen und wartete ihres Rächers.

In fieberhafter Unruhe verrannen ihm die Stunden des Tages. Jetzt mochte Ada draußen in den Praterauen sitzen, ihre Farbenskizze auf den Knien, und Wassili an ihrer Seite stehen und plaudern. Was kümmerte es ihn. Er hatte keine Zeit mehr für sie, er hatte Wichtigeres zu tun. Stundenlang putzte er an seinem Revolver, untersuchte jede einzelne Patrone und ölte sie sorgfältig ein, ehe er sie in die Kurbel schob. Wie schon seit Stunden murmelte er auch dabei etwas vor sich hin. Immer die gleichen Worte aus Schillers „Wilhelm Tell“. Unlängst von der Bühne herab hatten sie sich in seine Seele gefraßt. Wie eiserne Klammern hielten sie all sein Sinnen und Denken umschlossen: „Ein jeder geht an sein Geschäft. — Und meines ist der Mord!“

Ein Klopfen an der Tür schreckte ihn auf. Schnell schob er den scharf geladenen Revolver in die Tasche seines schwarzen Gehrockes, den er bereits für den Theaterbesuch angelegt. Eleganter als sonst hatte er Toilette gemacht. Marjas Andenken galt es ja. Und heute war ein Festtag — ein Totenfest.

Durch die Türspalte schob sich ein kraushaariger Kopf. „Darf ich eintreten, gnä' Herr?“

„Kommt nur herein, Pepi.“

„Haben 'S was zu schaffen für mich?“

„Nicht viel. Nur das Gewöhnliche. Ihr wißt ja.“

„Die Kleider putzen, gnä' Herr?“

„Hab sie heute schon an. Aber noch etwas. Deinen Lohn will ich dir zahlen.“

Der Burche machte ein verdutztes Gesicht. „Aber ist doch erst übermorgen der Letzte.“

„Gleichviel. Heute hab ich Geld. Wer weiß — ob ich in den nächsten Tagen in der Lage bin.“

Pepi Kantioler grinste, während sein Blick im Zimmer umherglitt und die an dem Haken aufgehängten Kleider seines Herrn prüfend überflog.

„Wie's dem gnädigen Herrn beliebt.“

„Und dann noch etwas, Pepi.“

„Der gnä' Herr befehlen?“

„Vom ersten ab seid Ihr wieder frei.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie Heinze sein eisernes Kreuz verdiente.

Kriegsskizze von Hermann Dreßler, Chemnitz.

(Mendelbrun — 1900.)

Nicht mir mal das Kössen hinterm Rücken zurecht, Jungs, dann will ich euch vom 20. August erzählen. Mein Bein stumpf da erinnert mich heute ohnedies an jenen blutigen Tag. Ihr könnt euch entsinnen, was der August für Tage brachte. Der zwanzigste machte keine Ausnahme davon. Die Sonne ging strahlend hinter den Höhen von Metz auf.

Ich hatte die Nacht auf Posten gestanden. Es war eine ver-teufelte Nacht. Aller Augenblicke fielen in unmittelbarer Nähe Schüsse. Zweimal rollte das Knattern von Motoren über uns

Die dritte Nacht an der Erde, Tor-
nister unterm Kopf. Was würde der heutige Tag bringen?

„Blut!“ sagte mein Kamerad Jan Clüver und deutete nach dem blutigen Morgenhimmel.

„Du bist ein Spöken-
tiefer!“ sagte ich.

Im selben Augenblicke kam auch schon der Befehl zum Antreten. Die Hornsignale fuhren gellend durch den Traum der Schläfer und verscheuchten die friedlichen Heimatbilder. Fünf Minuten später ging es in geschlossenem Tritt ostwärts.

Vor uns lag eine weite Ebene, auf der sich nur am äußersten Horizonte einige Bodenwellen zu erheben schienen. — Unser Hauptmann sprengte an der Front entlang. „Morgen, Kinder!“

„Morgen, Herr Hauptmann!“

„Gibt vielleicht heiße Arbeit heute!“

Zwanzig Minuten später hörten wir in der Ferne fast ununterbrochen Kanonenschüsse.

Wieder nach zwanzig Minuten unterfanden wir in kurzen Zwischenräumen das helle Knattern von Gewehrkalben und das teuflische Medern der Maschinengewehre.

In der klaren Morgenluft schwammen kleine weiße Wölkchen mit langen strähnigen Rauchfaden.

„Französische Granaten!“ sagte einer.

Wir hatten bis dahin Wize gerissen, jetzt wurde mit einem Male alles still. —



Beobachtungsposten der Artillerie.

jedem Schritte näher an eine große Schlacht gerieten.

Um unsere Köpfe entstand plötzlich ein Geräusch, als ob Tausende zugleich den Laut „Zisch!“ kurz und fauchend ausstießen.

„Was ist denn das?“ schrie mein Vordermann. Dabei drehte er sich um. Blut floss ihm von der Stirn in den Bart. Er ließ sein Gewehr fallen und stürzte mir vor die Füße.

Jetzt wußten wir, was es bedeutete.

Ich fühlte plötzlich einen bitteren Geschmack auf meiner Zunge und spürte heftigen Durst.

„Laden und sichern!“ klang der Befehl.

Wir taten es in Hast während des Laufens. — Unwillkürlich war unser Schritt hastiger geworden, als ob uns eine innere



Schweizerische Truppen an der Grenze beim Herstellen von Straßen.

und summt es immer bestiger und lauter. Draußen, halbrechts, in einem nahen Walde versteckt, der hange hinaufzog, lag der Gegner.

Alle Augenblicke fielen vor mir und zur Seite Kameraden. Die vordere Kolonne verlor wie auf einen Schlag zwei Offiziere. Sie staute einen Augenblick, wie in starrem Entsetzen, rückwärts.

Nur einen Augenblick.

„Vorwärts, Leute! Ruhig bleiben!“ tönte die Stimme unseres Hauptmanns. Sie flöhte uns Mut und Vertrauen ein.

Wir waren noch nicht am Schuß. Wir sahen kein Ziel. Die Sonne stand uns gegen das Gesicht, und aus dem grauen Dunst, der sich vom Walde her uns entgegenwälzte, schienen uns ganze Hagelwolken Geschosse entgegenzupeilen.

Der Tod mähte wütend.

„Führung nehmen!“ befahlen die Offiziere. Ruhig wie auf dem Kasernenhofe kamen die Befehle. Jungs, ich habe da blutjunge Leut-

nants gesehen, die standen mit hellen Augen im Angeltren, als wären sie auf dem Manöverfelde.

Ordonnanzoffiziere kamen auf schaumbedeckten Pferden angesprenzt und überbrachten Befehle.

Plötzlich klang über unsere Köpfe hin das Signal: „Offiziere vor die Front!“

Und gleich darauf folgte das Sturmsignal in seiner hellen, aufreizenden Tonreihe. — Die Trommeln schmetterten zum Sturmangriff. Ein „Hurra!“ wie von Wahnsinnigen ausgestoßen, brach aus unseren Kehlen. In jedem hatte sich eine furchtbare Wut aufgespeichert, und wir alle fühlten es wie eine Erlösung, daß wir nun heinzahlen konnten. Im Lausfchritte ging es nun gegen den feuerpeienden Hügel heran. Unsere Offiziere



Handgranate. Phot. Fuchs, Berlin. (Mit Text.)

mit dem Regen in der Haut voran. Das bageßert auch den Jagdhasen. Solche Männer wiegen ganze Truppen auf.



„Grab aus dem Schützengraben komm' ich heraus!“
Landwehrmann mit selbstgefertigtem Winterumhang u. Anleiwärmern.

„Rache! Rache!“ Das war nur noch der einzige Gedanke, der in unseren Hirnen brannte.

Ich sah mich nach Jan Klüber um. Er war noch dicht an meiner Seite. Wir waren fast heran. Der Gegner schoß wie verrückt, aber wir vorwärts, hinaus! — Meine Vordermänner sanken einer nach dem anderen in den Sand.

„Vorwärts — halt, nieder!“ Die Kommandos waren kaum noch vernehmbar. Jan Klüber und ich waren am weitesten vorn.

Der Wald schien ein feuerpeiender Schlund. Es hagelte und kaskierte um uns wie von Schwärmen eiserner Bienen.

Gerade vor uns lag ein Gebäude: eine Försterei oder so etwas Ähnliches. Aus allen Öffnungen und Mauerlücken spien Geschosse. Im nächsten Augenblicke schon waren wir ran.

Sobald nur ein Kopf über einem der Fenstersimse sichtbar wurde, hagelte eine deutsche Salve auf ihn ein. Mancher sah nicht wieder hervor.

Plötzlich schreit jemand meinen Namen. Instinktiv sehe ich mich um. Da sitzt Jan aufrecht am Boden und stiert mich aus verglassenden Augen an. Seine Lippen bewegen sich, ich kann nichts verstehen.

Ein hölzernes Tor hält mich auf. Gewehr herum, mit dem Kolben dagegen angerannt, noch einmal, noch zweimal, dann gibt es nach. Meine eigene Stimme flößt mir Grausen ein. Ich aber springe in den Hofraum. Sechs, acht Kerls springen gegen mich an. Ich renne einem das Bajonett zwischen die Rippen, haue, steche wie toll um mich. Wie im Traume fühle ich, daß meine Na-

Als einer der ersten fiel unser Major. Wie wir später erfuhren: Kopfschuß. Stumm rollte er vor unsere Füße.

Ein Butgeschrei aus unseren Kehlen war sein Grabgesang. Ich war völlig abgestumpft gegen alles, was um mich her vorging.

Eine Batterie preussischer Artillerie unterführte unseren Sturmangriff. Wir hörten hinter uns nun das „Bum-Bum“, und sahen Sandsäulen am Waldbrande aufspritzen.

metzen hinter mir nachsträngen. Unter Hauptmann Rich einen Kerl nieder, der eben sein Gewehr gegen meinen brennenden Kopf abdrücken will.

Aus den Fenstern hängen ein paar weiße Lappen. „Pardon! Pardon!“ heult es von oben, aber aus dem Hausflur schießen sie noch immer.

„Vorwärts, Leute, drauf!“

Also rein in die verfluchte Hölenbude. Eine enge Treppe führt nach oben. Weiß Gott, woher ich die Kraft nehme.

Gewehr unterm Arm stürme ich hinauf und fühle weichen, elastischen Widerstand. Menschenkörper! Zwei Rothosen sinken vornüber und liegen wie Mehlsäde auf meinem Rachen. Ich fühle mehrere Stiche in meinen Oberschenkel dringen.

„Wie man einen Hasen spickt!“ Ich weiß nicht, woher mir inmitten all dieser Greuel der scheußliche Vergleich in den Sinn kommt.

Dann — ja, dann weiß ich nichts mehr.

In meinen Ohren: ein Klängen, eher friedlich als aufregend.

Ich fühle mich angenehm schläfrig und sinke um. Ich weiß nicht, was dann wurde.

Als ich nun das erstemal erwachte, war mir, als träumte ich von einem Haifisch, der sich in meinem rechten Bein festgebissen hatte. Zugleich merkte ich aber, daß ich in einem Wagen lag, der ziemlich schnell fuhr, denn die Chausseebäume flogen nur so vorbei.

Es umfing mich wieder eine tiefe Ohnmacht.

Beim zweiten Erwachen lag ich in einem Lazarett und fühlte



Sicherung der Schützengräben durch Drahtnetz vor Handgranaten.



Heißbares, wohlverproviantiertes Blochhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. (Mit Text.)

brennenden Durst. Das Schlafbedürfnis war aber so stark, daß ich gleich wieder die Bestimmung verlor.

Und dann kam der Tag, den ich nie vergessen werde.

Die Sonne mußte mir ins Gesicht geschienen haben, oder hatte mich der Schmerz im Bein erweckt?

Ich hob zum ersten Male mit vollem Bewußtsein den Kopf und sah mich um und sah an mir selbst hinab.

Und da — Tränen der Freude schossen mir in die Augen — da lag auf meiner Brust das schlichte Kreuz von Eisen.

Da faltete ich in Ergebung und Dankbarkeit die Hände und betete inbrünstig für mein heiliges, herrliches Vaterland und seine tapferen Söhne.

Kartoffelbrot.

Von F. Köhler.

(Nachdruck verboten.)

Der Krieg hat zahlreiche und tiefgehende Umwälzungen im wirtschaftlichen Leben hervorgerufen. Eine sehr wichtige ist diejenige, daß laut Verfügung der deutschen Reichsregierung den Roggenbrotten Kartoffeln zugesetzt werden dürfen. Dieses neuentstandene Brot hat der Volksmund bereits „Kriegsbrot“ genannt. Wenn nun bei dieser Benennung zunächst wenig erfreuliche Gedanken auftauchen, so soll der Zweck dieser Zeilen der sein, solche Gedanken zu verschuchen und darzutun, daß das neuentstandene Kriegsbrot dem bisherigen Roggenbrot in keiner Weise nachsteht.

Die Bezeichnung Kriegsbrot ist sehr alt, denn sie entstand bereits im Mittelalter, und zwar zu den Zeiten, wenn Hungersnot im Lande gährte oder langjährige Kriege die Felder und Ernten verwüsteten. Damals war das Kriegsbrot von sehr schlechter Qualität, denn es wurde ihm alles Mögliche zugesetzt, und gebacktes und gemahlenes Stroh waren nicht die geringsten Bestandteile, die diesem Brot beigemengt wurden. Aber zwischen den damaligen Zeiten und heute liegt eine lange Entwicklungsperiode, die nach allen Seiten hin, und nicht zuletzt in der Lebensmittelbranche, gehörig ausgenutzt wurde. Die Lehre von der Ernährung hat riesige Fortschritte gemacht, und sie nimmt in der modernen Wissenschaft einen bevorzugten Raum ein. Das heutige Kriegsbrot besitzt denselben Nährwert wie das gewöhnliche Roggenbrot, und es ist lediglich aus der Tatsache heraus entstanden, daß wir in diesem Jahre über einen ganz gehörigen Überschuß von Kartoffeln verfügen. Da es nebenher mit der Getreide-einfuhr während des Krieges hapert, muß am Getreide gespart werden, und die Kartoffel dient dazu, einen Ausgleich zu schaffen.

Die deutschen Behörden haben bestimmt, daß Roggenmehl, aus dem Brot gebaden wird, einen zwanzigprozentigen Kartoffelzusatz erhalten darf. Den Bäckern ist also gesetzlich erlaubt, bis zu dieser Höhe Kartoffeln dem Roggenmehl beizufügen, und solches Brot muß dadurch kenntlich gemacht werden, daß den Brotlaiben ein „K“ ausgedrückt werden muß. Das Roggenbrot darf demnach jetzt aus einem Fünftel Kartoffeln und vier Fünfteln Roggenmehl bestehen. Auch das Weizenmehl darf durch Zusatz vermehrt werden. Es ist deshalb eine fünfundsechzigprozentige Mehlausbeute vorgeschrieben, und leistungsfähige Mühlen können sogar größere Mehlmengen ausmahlen. Dem Weizenbrot können mindestens zehn Prozent Roggenmehl beigemengt werden, und dadurch werden an der Backware in Geschmack, Befeuchtigkeit und Aussehen nichts geändert. Die deutsche Regierung will durch diese Verordnung erreichen, daß alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßiges Weißbrot erhalten, und daß die Bäckereien ihren Kundenkreis gleichmäßig beibehalten. Der Weizenmehlpreis ist erheblich höher als derjenige des Roggenmehls, und indem letzteres in gleichen Mengen dem Weizenmehl beigelegt werden soll, will man einer Verschwendung von Weizenmehl vorbeugen. Das Weizenmehl findet übrigens in Süddeutschland eine ungleich größere Anwendung als in Norddeutschland, wo der Verbrauch von Roggenmehl prozentual viel stärker ist als in Süddeutschland.

Als es bekannt wurde, daß der Zusatz von Kartoffeln zum Roggenmehl staatlicherseits zugelassen ist, drängte sich zunächst die Frage nach dem Nährwert der neuen Zusammensetzung auf. Man glaubte nämlich, daß dieser von nun ab beträchtlich beeinträchtigt würde. Die aus Mehl bereiteten Nahrungsmittel enthalten nämlich sehr viel Nährbestandteile, die unter dem Namen „stickstofffreie Substanz“ bekannt sind, und die Stärke nebst verschiedenen Zuckerarten darstellen. Das Roggenmehl enthält etwa 69,66 Prozent solcher Substanzen, während sich deren Gehalt im Weizenmehl auf 74,68 Prozent beläuft. Das Maismehl, das in Deutschland weniger bekannt ist, bei den südlichen Völkern, den Italienern und Spaniern, aber eine sehr große Rolle spielt, enthält 68,60 Prozent stickstofffreie Substanz. Das Kartoffelmehl hingegen enthält beinahe ebensoviel stickstofffreie Substanz wie das Weizenmehl, nämlich 71,4 Prozent, ist also nahrhafter wie Roggenmehl und Maismehl. Das beweist, daß das Kartoffel-

mehl als ein vorzügliches Nahrungsmittel anzusprechen ist. Dabei ist das Kartoffelmehl pro Doppelzentner etwa acht Mark billiger als das Roggenmehl.

Bezüglich ihrer Ausnützung, die sie im Körper erfahren, besteht zwischen dem Roggenmehl und dem Kartoffelmehl beinahe kein Unterschied. In neuerer Zeit hat man bei Fettleibigkeit als Entfettungskur „Kartoffelfluren“ eingeführt. Man könnte nun meinen, daß der Genuß von Kartoffelmehl zu einer Unterernährung führen und damit eine allgemeine Abmagerung des Körpers in Verbindung zu bringen wäre. Dem ist jedoch nicht so. Der Körper der Kartoffel setzt sich aus einzelnen Zellen zusammen, und jede Zelle besteht aus einer Zellwandung, in der der nährende Bestandteil, das Stärkemehl, eingeschlossen ist. Damit nun das Stärkemehl von den Verdauungssäften angegriffen und durch sie dem Aufbau des Körpers zugeführt werden kann, müssen die Zellwandungen erst gesprengt werden. Bei der Kartoffelflur werden die Kartoffeln in der Schale gekocht, die die Zellwandungen schützt. Sie werden nicht gesprengt, und man stillt zwar den Hunger, erschließt aber den Inhalt der Zelle nicht der Verdauung. Darum magert man ab, und diejenigen, die so sehr den „Bellkartoffeln“ das Wort reden, sollen diese Tatsache besonders berücksichtigen, damit sie belehrt werden, daß es nicht einerlei ist, in welcher Form die Kartoffel genossen wird.

Beim Kartoffelmehl wird die Zellwandung schon durch den Prozeß der Mehlbereitung auf mechanischem Wege gesprengt, und die hierbei etwa nicht gesprengten Zellen bei der beim Baden stattfindenden Verdampfung des Wassers aufgeschloffen. So wird ihr Inhalt im weitesten Umfange dem Angriff der Verdauungssäfte bloßgelegt. Diese letzteren führen das Stärkemehl zunächst in Dextrin und dann in Zucker über, der im Körper dazu dient, den Verbrauch an anderen Stoffen herabzusetzen und bei seiner Drydation eine beträchtliche Wärme zu entwickeln, wodurch besonders im Winter das Kältegefühl herabgemindert wird. Die Verwendung von Kartoffelmehl zur Herstellung von Brot ist daher auch vom physiologischen Standpunkt aus als ein vollkommen einwandfreies Verfahren zu bezeichnen. Im Reichsgesundheitsamt sind eingehende Versuche angestellt worden, wobei es sich zeigte, daß das „Kriegsbrot“ nicht nur schmackhaft und haltbar, sondern in hohem Grade auch bekömmlich und leicht verdaulich ist. Was die Schmachthaftigkeit anlangt, so mag diese Tatsache auch dem Laien schon einleuchten, denn jedermann hat wohl schon Kartoffelmehl genossen, sei es in der Form von schmackhaften Backwaren, wie Sandtorten, oder in einer anderen Form. In der sogenannten „Wiener Bäckerei“ wurde bis jetzt schon in weitgehendem Maße Kartoffelmehl benutzt. In Frankreich und Italien benutzt man das Kartoffelmehl auch zur Herstellung von Nudeln und Makkaroni. Auch isländischer Sago und unser deutscher Kartoffelsago wird hauptsächlich aus Kartoffelmehl hergestellt.

Die Stadt Dessau dürfte wohl das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, mit der Beimischung von Kartoffeln zum Roggenmehl den Anfang gemacht zu haben. In vielen Kreisen wird behauptet, daß das mit Kartoffelmehl vermischte Brot mancherlei Mängel zeige, dagegen das Brot, dem ein Prozentsatz von gekochten Kartoffeln zugesetzt wird, einen ausgezeichneten Geschmack besitzt, sowie auch gute Haltbarkeit. Das Roggenbrot, das über einen fünfundzwanzigprozentigen Kartoffelzusatz verfügt, kann um zehn Prozent billiger verkauft werden als das reine Roggenbrot.

Zu gewöhnlichen Zeiten wird ein Viertel der deutschen Roggenenernte an das Vieh verfüttert. Die Roggenverfütterung würde in diesem Jahr noch stärker werden und die Brotversorgung der Bevölkerung gefährden. Um dies zu verhüten, wird das Verfüttern von Brotgetreide in diesem Jahr verboten. Bei dringendem wirtschaftlichen Bedürfnis kann den kleinen Bauern gestattet werden, selbstgezeugten Roggen an das eigene Vieh zu verfüttern, wenn sie es nicht anders erhalten können. Das Verbot ist schwer zu kontrollieren, es wird aber dadurch erleichtert, daß Erbsenfuttermittel — Kleie und Gerste — zu niedrigen Preisen zur Verfügung gestellt werden. So hofft man, daß man mit dem Vorrat an Getreide in Deutschland ein ganzes Jahr auskommen wird.

Volksbräuche am Himmelfahrtstage.

Von Alfred Mello.

(Nachdruck verboten.)

Der Mai ist gekommen, Frühlingsahnen durchzieht unser Herz, glücklich in Lust und Sonne atmen wir des Lenzes klare Luft und wärmen uns in des Frühlings goldleuchtenden Sonnenstrahlen. In diesen Tagen huldigten die alten Germanen ihrem Gott Freya, und der Himmelfahrtstag galt selbst bei den heidnischen Völkern als heilig. Da wurden in feierlichen Umzügen die Fluren umgangen und man flehte zu den Göttern, daß ein günstiger Saaten- und Erntestand die Felder segnen möge. Diese Flurumgänge haben sich in manchen Gegenden

noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Königreich Sachsen, bei Rammnitz und Ostritz, geschehen diese Bittgänge im Beisein der Geistlichkeit schon zu Ostern. Man nennt dort diese Prozessionen, weil sie zu Pfede unternommen werden, das „Saatreiten“.

Auch in anderen katholischen Gegenden kennt man am Himmelfahrtstage noch solche Flurumgänge. In Italien feiert man schon den Vorabend dieses

Regierbild.



Wo ist der Hirte?

mit goldenen Behängen, und in gleicher Weise sind die Pfeiler der Kirchenhallen ausgeschmückt.

In Deutschland herrscht der Glaube, daß am Himmelfahrtstage am Kyffhäuser und am Hirsberg die blaue Wunderblume aufblüht, die den Weg zum Eingang dieser Berge zeigt. Wer die Wunderblume findet, gelangt vom Vergeseingang aus zu unermeßlichen Schätzen. Blumenpflücken ist daher die schöne Sitte, die an diesem Feiertage die Dorfjugend pflegt. Jede Blume und jedes Kräutlein hat da seine besondere Bedeutung. Mit Blumen schmückt man die Wohnräume, und manch Blumenfränzlein setzt sich die junge Maid aufs Haupt, um so dem Frühling zu huldigen. Im Harz sammelten die Mädchen früher das Allermannsraut und sangen dazu:

„Den Allermannsraut, das böse Kraut,
Das hab' ich gefunden und bin doch nicht Braut.“

Im Stadtwald bei Frankfurt a. M. pflückte man am Himmelfahrtstage die Knollen des Aronstabes. Bis vor einigen Jahrzehnten zog man dort in den Wald, um diese Wunderpflanze zu suchen, die man aber just am Himmelfahrtstage pflücken mußte, sollte sie ihre Wunderkraft nicht verlieren. Der Knollen des Aronstabes gab die Zukunft an und schützte, den Kindern in die Wiege gelegt, vor bösen Geistern. Ein Gebräu aus dem Saft dieser Pflanze sollte ein Zauberkraut sein, um neue Jugendschönheit zu verleihen, aber auch gegen Zahnweh, gegen Magen- und Brustschmerzen kannten viele kein besseres Mittel.

Eine der schönsten Sitten am Himmelfahrtstage pflegte man noch bis vor einigen Jahren in der Rheingegend. Die Brunnen der kleinen rheinischen Ortschaften mußten zu diesem Feiertag mit Blumen geschmückt sein. Das war ein Freudenfest für jung und alt. Der gleich einem Wagenrad große Brunnenkranz, aus frischem Grün und bunten Blumen gewunden, wurde mit bunten Bändern verziert und von der Jugend durch die Stadt getragen. Jeder Brunnen erhielt seinen Kranz, und vor jedem Hause stimmten die Kranzträger und ihre Begleiter ein Lied an.

Die Bergglockenblumen sind die eigentliche Himmelfahrtsblume. In Schwaben sammelt sie die Jugend in ganzen Sträußen und schmückt damit die Kirchen, wie auch die Wohnungen und Ställen. Die Bergglockenblume besetzt im Volksglauben die Wunderkraft, Haus und Hof gegen Blitzgefahr zu schützen. In der Mark Brandenburg pflückte man statt des Bergglockenblums den würzigen Waldmeister. Aber auch diese Sitte ist heute leider verschwunden, und nur in Rheinsberg in der Mark, dem Mausitz Friedrichs des Großen, feiert man gegenwärtig noch am Himmelfahrtstage das Mösefest. Man sucht an diesem Tage das Waldmeisterkraut, dort Möse genannt, um damit die Kirche zu schmücken.

Im sächsischen Erzgebirge hängt man noch mit Beharrlichkeit an manchem volkstümlichen Brauch. So ist es auch am Himmelfahrtstage. Bis zum Jahre 1824 feierte man hier vom Montag bis Mittwoch vor Himmelfahrt in Annaberg das Gregoriusfest.

Das war ein Fest der dortigen Lateinschüler. Am Montag morgen zogen die Schüler mit Trommeln und Pfeisen zur Meißel aus und darauf folgte um 7 Uhr ein feierlicher Umzug durch die Stadt. Voran zog die Musik, nur aus Geigen bestehend, und in feierlichem Zuge folgten die Lateinschüler mit ihren Lehrern. Zwei Stunden schritt man durch die Straßen, um sich dann nach dem Theateraal im Rathhaus zu begeben. Man spielte entweder eine Oper oder ein deutsches Lustspiel. Die Darsteller waren Primaner und Sekundaner der Lateinschule. Abends war Zapfenstreich.

Lustiger ist im Hanauischen das Kugelhoppensfest am Himmelfahrtstag. Der Kugelhopp, in Österreich nennt man ihn Kugelhupf, ist ein Gebäck, von dem an diesem Tage jeder in der dortigen Gegend verzehrt. Die Dorfjugend erfreut sich am Nachmittag mit Wettspielen aller Art, und jeder Preisträger erhält als Lohn einen „Kugelhopp“.

Selbstverständlich spielt an einem Feiertage der Küchenzettel auch eine besondere Rolle. In Frankreich trägt man an Himmelfahrt Geflügel auf. In Deutschland gibt es kein besonderes Fleischgericht für diesen Feiertag. Kräuterstuppen, die man an diesem Tage genießt, nennt man in Schlesien Himmelfahrtstuppen, während man ihnen zur Osterzeit den Namen Frühlingsstuppen gibt. In Österreich bäckt man Himmelfahrts- oder Christtuchen. Er unterscheidet sich von sonstigen Kuchen nur dadurch, daß er ein Kreuz aus Marmelade oder Pflaumenmus besitzt. Im Holsteinischen ist der wohlhabende Landmann zu Himmelfahrt die erste junge Gans, und Himmelfahrtstugeln nennt sich ein Gebäck, das man für diesen Festtag in Holland zubereitet.

Gute Menschen?

Wie oft hören wir im gewöhnlichen Leben über irgend-einen Menschen das Urteil: „Er ist ein guter Mensch,“ und als Ergänzung wird hinzugefügt: „Der tut keiner Fliege etwas zuleide“. Es ist nicht einmal ganz klar, ob dieses Urteil ein unbedingtes Lob in sich schließt, denn es wird häufig begleitet von einem fast mitleidigen Lächeln. Das sagt uns, was unter „gut“ in diesem Sinne verstanden wird, es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als „gutmütig“. Gutmütige Menschen aber sind keineswegs immer auch wahrhaft „gute“ Menschen. Gutmütig sein, heißt immer nachgeben, keinem etwas zuleide tun, mit allem zufrieden sein, was es auch sei und wie es auch sei, bei Versehen anderer ein Auge, auch wohl gelegentlich beide Augen zudrücken und im übrigen . . . die Welt ruhig ihren Gang gehen lassen.

Aus dieser Erklärung ergibt sich von selbst, daß es häufig gerade die gutmütigsten Menschen sind, die am schlechtesten vorwärts kommen. Sie verstehen nicht, ihre Rechte wahrzunehmen und zu verteidigen, sie lassen sich gedulbig von anderen das Fell über die Ohren ziehen, ja, sie können sogar mit ansehen, daß ihnen selbst und anderen unrecht geschieht, ohne sich dagegen zu wehren. Sie handeln aber so nicht aus einer bestimmten Überzeugung heraus, sondern ganz einfach aus — Bequemlichkeit! Sie lassen sich nicht gern durch irgend etwas aus ihrer Ruhe bringen, und das Ertragen eines Unrechtes kostet sie weniger Überwindung als der kraftfordernde Versuch, sich dagegen zu wehren. Diese Art der Gutmütigkeit hat mit wahrer Güte eigentlich wenig zu tun. Wahre Güte ist das Adelszeichen echter Menschlichkeit. Sie ist aber durchaus vereinbar mit einem lebendigen, handelnden, wachen Sinn. Wahre Güte läßt nicht unterschieds- und bedingungslos alles so gehen, wie es eben geht, sondern sucht selbst handelnd in den Gang der Geschehnisse einzugreifen, weil das Überwältigen einer Schwierigkeit, eines Hemmnisses, eines Widerstandes oft der bessere Weg ist, als das geduldige Ertragen. Wahre Güte kann vor allem kein Unrecht mit ansehen, ohne daß sich ihr innerstes Wesen dagegen auflehnt. Wenn wir statt der vielen „gutmütigen“ mehr entschlossen handelnde Männer und Frauen hätten, so würde in der Öffentlichkeit manches Unrecht nicht begangen werden können.

Nicht gutmütige Menschen brauchen wir, sondern solche, die mit aller Kraft nach dem höchsten Ziele streben, das der ringenden Menschenseele gesteckt ist: ein in Wahrheit „guter“ Mensch zu werden! Der gute Mensch wird sicher in einem Falle mit milder Hand eine Wunde schließen, mit edler Veröhnlichkeit unwürdigen Zank und Zwietracht aus der Welt zu schaffen suchen, aber wo es not tut, auch mit freier Stirn kühn und mutig dem Unrecht entgegentreten und mit ihm kämpfen bis aufs Blut. Das heißt: gut sein!

Gertrud Westphal.

Unsere Bilder

Handgranate. Während des Russisch-Japanischen Krieges wurden zum ersten Male roh verfertigte Handgranaten verwendet, die auf den Gegner geschleudert wurden. Jetzt hat die Technik diese furchtbare Waffe

Im Nahkampf verbessert, und eine große dänische Fäbrik stellt diese vom Ingenieur Rosen erfundene Handgranate her, die mit Kugeln gefüllt ist und beim Aufsteigen auf dem Boden explodiert. Sie besitzt einen eigentümlichen Sicherheits-Mechanismus: Beim Abschleudern bleibt eine 10 Meter lange Schnur in der Hand des Schleuders zurück, die erst nach Ablauf, also erst nach 10 Metern, die Sicherung aufhebt, und nun erst die Granate explodierbar macht. Ein Fall vor dem Ablauf der Schnur würde die Granate noch nicht explodieren lassen, so daß der schleudernde Soldat durchaus sichergestellt ist.

Ein heizbares wohlverproviantiertes Blockhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aber die Fortschritte, die die deutschen Soldaten im Laufe des Krieges auf dem Gebiet des Baues von Unterkunftshäusern gemacht haben, berichtet der schweizerische Oberst Karl Müller folgendes: Die Vereinstellungen sind große, gut ausgestattete, heizbare Blockhäuser mit Beleuchtungseinrichtungen. In der Vervollkommenheit ihrer Bequemlichkeit und Innenausstattung wird, im Bestreben, Gesundheit und Wohlbefinden der Mannschaft zu fördern, fortwährend weitergearbeitet. Das Lagerstroh wird nach Möglichkeit erneuert und durch Strohseide und Papierstichseide ersetzt. Unterstände und Blockhäuser sind ausnahmslos gut geheizt. Außer den von der Heeresverwaltung gelieferten Öfen findet man zuweilen aus Backsteinen und Lehm von den Mannschaften selbst erbaute Öfen, die sich ausgezeichnet bewähren. Aus den Kassen im Innern der Blockhütten spritzen jetzt, durch die Wärme getrieben, viele grüne Zweige und Blätter. Die Natur selbst sorgt so für den Innenschmuck der Soldatenwohnungen.

Väterchens Kriegsfreude. Ein auf dem westlichen Kriegsschauplatz kämpfender Offizierstellvertreter erhielt als reizende Überraschung von seiner Familie das obige Bild, mit dem ihm die Ankunft eines allerliebsten Zwillingspaars angekündigt wurde. Der Regimentskommandeur und mehrere Offiziere teilten die Freude des glücklichen Vaters, indem sie sich sofort bereit erklärten, die Patenschaften bei den Zwillingen zu übernehmen.

Allerlei

Im Wartesaal. „Sie trinken Sie kein Bier, wenn Sie's eilig haben!“ — „Ist's so schlecht?“ — „Nein, im Gegenteil, exquisit, ich habe schon drei Bügel veräumt!“

Das Bringen der ersten Kartoffeln nach Sachsen. Kurfürst Christian von Sachsen hatte im Jahre 1591 den Landgrafen Wilhelm von Hessen, der ein Freund des Gartenbaues und im Besitz vieler seltener Pflanzen war, gebeten, ihm einige außergewöhnliche Samereien zu senden. Dies tat der Landgraf und schrieb zugleich, daß er dem Kurfürsten auch ein vor einigen Jahren aus Welschland gekommenes Gewächs nenne, welches Taratouphi heiße und schöne, wohlriechende Blüten trage. Unter der Erde aber erzeuge es viel Wurzeln, die, wenn sie gekocht würden, die oberste Schale lösten und wohl zu essen wären. Man tut auch eine Bräthe daran und kocht sie in Butter. Daraus geht hervor, daß die Zubereitungsweise der Kartoffeln bereits vor dreihundert Jahren in Deutschland bekannt war. R.

Stinkbomben und Gasgeschosse. In den Tagesberichten der obersten Heeresleitung war verschiedentlich die Rede davon, daß die Franzosen oft Geschosse verwenden, die beim Explodieren in den Schützengräben durch Entwicklung giftiger Gase die umstehenden Truppen töten. Derartige Stinkbomben wurden schon im Altertum gebraucht. In China schleudert man noch heute Töpfe, die mit gaserzeugenden Brennstoffen gefüllt sind, mittels hoher Stöcke unter die Feinde, um ihnen die Luft zu verpesten. Die Engländer gebrauchten dann im Sudan und im Burenkrieg Geschosse von ähnlicher Wirkung. So trieben ihre Lydditgranaten z. B. die Buren bei Paardeberg aus ihren letzten Schlupfwinkeln. Diese mit Pikratpulver gefüllten Sprenggranaten sind durch die gewaltige Explosion und die Giftigkeit der hierbei entwickelten Gase die furchtbarste Waffe des Krieges, denn sie töten in einem Umkreis von 200 m alles was Odem hat. — In Frankreich machte in den 80er Jahren der Chemiker Turpin viel von sich reden, namentlich durch sein Melinit, einen aus Pikrinsäure mit etwas Schießbaumwolle bestehenden Sprengstoff. Die jetzt von den Franzosen gebrauchte Sprengmasse wird nach ihm Turpinit genannt und dürfte ebenfalls Pikrinsäure zur Grundlage haben. Der Kriegsberichterstatter der angesehensten und verbreitetsten spanischen Zeitung „ABC“, Javier Bueno, sah, wie er in seinen Erlebnissen in der Frankfurter Zeitung schreibt, bei Epemay einen deutschen Schützengraben, in dem alle Soldaten durch die Gasausströmungen des Turpinit getötet waren und völlig unverwundet noch in Schutzstellung an der Wölbung lehnten. Ein französischer Offizier erzählte ihm, daß dieser Explosivstoff nicht zu jedem Schuß gebraucht wer-

den könne, da er die Geschosse zerlegt anstreife und veräufere, daß sie nach jedem dritten oder vierten Schuß gereinigt werden müßten. — Auch die Engländer hätten gern Turpinit verwenden wollen, mußten aber davon absehen, da ihre Kanonen dabei explodierten.

Gemeinnütziges

Weißblechgeschirre wieder wie neu zu machen. Man mischt Holz- asche mit gewöhnlichem Öl, so daß sich eine Art Brei bildet; damit bedeckt man das Gefäß und läßt es einige Minuten liegen. Dann reibt man es mit einem wollenen Lappen ab. Die schwarze Farbe ist verschwunden, und die Geschirre sind wie neu.

Fleisch, das nicht weich werden will, auch Wild oder Geflügel, wird sehr weich und mürbe, sobald man ihm beim Kochen oder Braten ein Stück Weinrebe beilegt.

Um lose Messergriffe einzulassen, mische man drei Teile pulverisiertes Harz mit einem Teil pulverisierten Pukstein, fülle damit die Öffnung im Griff, erhitze das spitze Ende der Klinge rotglühend und drücke es fest in den Griff.

Erdbecranten zur Vermehrung bleiben nicht länger als durchaus nötig am Stod. Nach dem Abtrennen werden die Ableger auf ein besonderes Beet mit Komposterde und Kuhdung oder auf ein abgetrenntes Mistbeet pflanz.

Der Hecht hält sich im Mai und Juni mit Vorliebe an den Krümmungen und Vorsprüngen der Ufer auf, wo er nahe bei der Strömung in drei bis

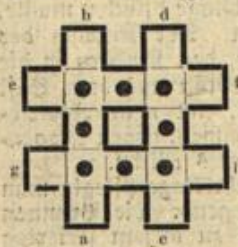
vier Fuß tiefem Wasser lauert. Er spürt dort den laichenden Blößen, Nilsen usw. nach, ist aber meist vollauf gesättigt, so daß es schwer fällt, ihn an die Angel zu bekommen.

Der Reiz des Spielzeuges liegt in der Seelenbeziehung zwischen Kind und Spielzeug. Zu viel Spielzeug regt nicht an, sondern stumpft ab, macht oberflächlich und begehrtlich; das Kind findet bald alles gleichgültig und alt.

Rätsel.

Du hast es überm Schopf,
Gibst du ihm noch 'nen Kopf.
So wird ein Fest daraus,
Bringst du mir's wohl heraus?
Fritz Guggenberger.

Kombinationsaufgabe.



Seht man die Buchstaben:
A, B, D, E, E, H, K, L,
N, N, N, N, O, O, R, R,
in die selber vorstehender Figur
richtig ein, so ergeben sich vier
Wörter in folgender Anordnung:
a-b Eine Auszeichnung.
c-d Organe.
e-f Eine Naturerscheinung.
g-h Eine Hebevorrichtung.
Die um den Mittelpunkt ge-
legenen umflossenen Quadrate
nennen einen männl. Vornamen.
Richard W. Pfeiffer.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph's: Rose, Hölz.
Des Zahlenrätsels: Heidelberg, Birmingham, Runderdorf, Hildesheim, Bonhoefer,
Adrianopol, Insterburg, Algenfurt, Düsseldorf, Rortöping, Gindenburg.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.